

Leseprobe:**aus: Florescu, Catalin Dorian: Jacob beschliesst zu lieben. Roman****München: C.H. Beck Verlag, 2011****Mit freundlicher Genehmigung des Verlags.**

In jedem Sturm steckt ein Teufel. In einem sommerlich flüchtigen wie auch in einem, der sich tagelang schwer aufs Land legt. Er versteckt sich vor Gott. Je ängstlicher er wird, desto kräftiger wirbelt er die Luft und die Erde auf. Doch auch das nützt ihm wenig. Wenn dann der Sturm draußen auf den Feldern jault, wissen die Menschen, dass Gott den Teufel gefunden hat.

Hat er Glück, so kann er fliehen. Er tritt aus dem Orkan heraus, der Wind legt sich, und die Wolken lösen sich auf, als ob es sie nie gegeben hätte. Aber es ist zu früh zum Aufatmen, zu dringend braucht der Gehetzte neue Tarnung. Wer sich an solchen Tagen aus dem Haus traut, rafft die Kleider fester um den Körper, damit der Teufel sich nicht einschleicht.

Im Juli 1924 kam mein Vater aus solch einem Gewitter heraus, und er widersprach jenen nie, die meinten, er habe mit dem Teufel paktiert. Nicht, als er Mutter heiratete, nicht, als sie mich bekamen, und auch nicht, als er alles wieder verlor.

Als damals die Wolkenfront im Westen, noch hinter der Grenze zu Ungarn, sich bedrohlich vorwärtsschob, sprang der alte Feldwächter auf. Das Donnern hatte ihn geweckt, der Himmel war wie mit Teer überzogen. Hastig suchte Marian sein Horn und wollte das Dorf warnen, aber der Schnaps hatte seinen Mund trockengelegt. (...)

Inzwischen schlugen weit entfernt Blitze in den Acker, und der Regen setzte in breiten Schwaden ein. Marian steckte das Horn unter den Arm, schob die Füße in die Holzschuhe und lief zum Haus des Burghüters. So nannte man diesen, obwohl es hier nirgends eine Burg gab, aber vielleicht sahen die Bauern das ganze Dorf als Burg an. Ein Dorf, das so frei stehend und verwundbar war, dass es nicht nur dem Wetter, sondern allen, die hier durchwollten, ausgesetzt war. Ganzen Armeen und einzelnen Herumstreunern, Habsburgern und Ungarn, Irdischen und manchmal auch Überirdischen.

Der Burghüter Strubert wusste Bescheid, seine Frau hatte ihn, der an derselben Leidenschaft wie der Feldwächter litt, wach gerüttelt. Sie schleppte ihn zum Fenster, wo er fluchte, weil sie zu lange gewartet hatte. Er packte den Schlüssel zum Kirchturm, stürzte hinaus und rief dem Feldwächter zu, mit dem er beinahe zusammengestoßen wäre: «Sturmläuten!» Er ahnte nicht, dass er an jenem Tag die große, schwere Glocke gleich zweimal würde läuten müssen.

Sie war bereits 1773, ein Jahr nachdem das Dorf aus dem Nichts entstanden war, auf das Betreiben von Frederick Obertin hin in Temeswar gegossen und auf einem Ochsenkarren hierhergebracht worden. Sie war die Wichtigste. Sie war es, die man bei Feuer oder anderen Gefahren läutete. Sie, deren Schall sich hinaus auf die Felder ausbreitete, um die Mittagsruhe anzuzeigen. Drei Schläge, für den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist. Sie war es auch, die zuerst erklang, wenn ein Toter zu Grabe getragen wurde.

Der erste Tote hatte nicht lange auf sich warten lassen. Der Knecht Roland Manoeuvre sollte die Glocke kurz vor der Einweihung polieren, verhedderte sich in den Seilen und stürzte kopfüber in die Tiefe. Er fiel direkt vor die Füße von Frederick Obertin. Vielleicht war es der Schnaps gewesen, vielleicht etwas anderes, Unerklärliches. Jedenfalls war dies der Anfang einer langen Serie von Unfällen, Morden und Selbstmorden, die das Dorf heimsuchen sollte. Das alles war Gottes Land, aber mit dem anderen rechnete man auch.

(...) Von allen unbemerkt, erschien Jakob auf der schmalen Kiesstraße, die in einiger Entfernung am Dorf vorbeiführte und Temeswar mit der ungarischen Grenze verband. Es gab keine Zeit zu verlieren, der Sturm war angekommen, der Horizont hatte sich auf ein paar hundert Meter verengt. Er sprang ins Feld und begann zu laufen.

Dass es eine schlechte Idee war, wusste er, obwohl Gott allen Menschen, die vom Blitz getroffen wurden, die Sünden tilgte. Daran glaubten die Rumänen, und er hatte lange genug unter ihnen gelebt, um das selbst für möglich zu halten. Als er auf halbem Weg zu den ersten Höfen war, regnete es bereits heftig, und der Wind stemmte sich gegen ihn, als ob er ihn aufhalten wollte. Da war er, ein großer Mann mit zerzausten Haaren, mit dem die Natur spielte oder die Teufel, die ihn hochheben und aus Wut darüber, dass Gott sie und nicht die Menschen jagte, auf die Erde schleudern würden.

Mit Mühe öffnete er eine schmale Tür auf der Rückseite des Stalls, schob sich hindurch und ließ sich auf das Heu fallen. Die Tiere nahmen es hin. In der Nähe der warmen, zuckenden Körper der Kühe und Pferde fühlte Jakob sich wohl. Er kroch vorsichtig an eine der liegenden Kühe heran. Er streichelte sie, um sie zu beruhigen, griff nach einer Zitze und trank gierig. Die Kuh ließ es sich gefallen, für sie war er nur eine andere Art Kalb.

(...) Durch die Rillen und die Spalten leuchteten die Blitze den schlafenden Menschen und die lauschenden Tiere aus. Bis dann, kaum eine Viertelstunde später, ein anderer Mann mit einem Gewehr in der Hand das große Vordertor aufriss und im Licht der Blitze versuchte, den Fremden ausfindig zu machen.

«Ich habe Sie für einen Pferdedieb gehalten. Aber noch kein Pferdedieb hat sich schlafen gelegt. Sind Sie Schwabe oder Rumäne?», fragte der Mann.

«Schwabe», antwortete Jakob. «Wo bin ich hier?»

«Beim Apotheker.»

«Nicht das, in welchem Dorf?»

«In Triebswetter. Wie Sie sehen, passt das trübe Wetter wunderbar zu unserem Dorfnamen.»

«Triebswetter? Dann bin ich am Ziel», sagte Jakob.

* * *

Der Orkan dauerte nun schon mehrere Stunden an. Wenn hin und wieder einer verschwand oder von seiner Reise nicht mehr zurückkehrte, sagte man: «Der Sturm hat ihn geholt.» Manchmal tauchte er wieder auf, aufgebläht und blau angelaufen, vom Fluss ans Ufer gespült. Oder er blieb vielleicht für immer weg. Dass der Mensch womöglich hinter einem neuen Mann oder einer neuen Frau hergelaufen war oder dass er den Tod einem Leben in der Enge des Dorfes vorzog, durfte nicht einmal gedacht werden. Es gab keinen Betrug und keine freie Entscheidung, es gab nur Gott oder die Teufel und das Schicksal, mit dem sie einen schlugen.

Als der Orkan nachgelassen hatte, wagten Neper und Jakob sich auf die Gasse. «Wenn der Regen anhält, schwillt die Marosch an, und wir stehen bald unter Wasser», sagte der Apotheker und kehrte ins Haus zurück.

(...) Ein gewaltiger Krach folgte dem Blitz und erschreckte sie alle, Mensch und Tier. Neper eilte zum Fenster. Er sah den Fremden breitbeinig am Tor stehen, wie mit der Erde verwachsen. Was er hier suchte, war ihm unklar, es versprach aber nichts Gutes.

Der Inhaber der einzigen Apotheke weit und breit war ein bescheidener Mann. Sein Vater, der erste Alex Neper, hatte den Laden 1880 eröffnet, seine Medizin, Flaschen und Pulver in allen Farben aus Wien und Budapest importiert. Als leidenschaftlicher Chemiker hatte er alles Mögliche hergestellt und eines Tages sich selbst und den Laden in die Luft gejagt. Der Sohn hatte fast nichts mehr vom Vater wiedergefunden. Was er begraben konnte, passte gut in eine Schachtel. Die Glocke wurde trotzdem geläutet.

Auch diesmal war der Burghüter nicht schneller zur Stelle. Kaum hatte man den Blitzeinschlag gehört, schon hatte seine Frau ihn wach geschüttelt.

«Wach auf, draußen brennt es, aber dein Hirn schwimmt im Schnaps!»

«Auch wenn ich gerne saufe, bin ich noch lange nicht taub», erwiderte er. Er zog etwas über, nahm den Schlüssel und trat aus dem Haus. Hier begegnete ihm erneut der Feldwächter.

«Wo brennt es?», fragte er.

«Bei der Amerikanerin», antwortete Marian.

«Dann ist Gott gerecht.»

Kurze Zeit später läutete die Glocke und weckte auch die Letzten, die Toten vielleicht, um sie an ihre Pflicht zu erinnern. Der Apotheker zog sich an, kramte einige Eimer aus einer dunklen Kammer hervor, griff nach einem zweiten Mantel und lief zu Jakob. Er streckte ihm den Mantel entgegen. «Der Blitz ist eingeschlagen. Kommen Sie!»

«Das geht mich nichts an», erwiderte Jakob und sah Neper hinterher, der losgelaufen war.

Als es aufhellte, war der Spuk vorbei. Es war still, als ob die Welt gerade erschaffen worden wäre.

Neper rechnete nicht mehr mit Jakob, er hoffte nur, dass dieser nichts gestohlen hatte. Noch nie hatte jemand die Hilfe verweigert, noch nie sich dem widersetzt, was hier das Leben bestimmte: die Verpflichtung zum Liebesdienst. Das war man den anderen schuldig. Schuld hielt sie alle zusammen.

Wenn einer starb, dann trug man als Liebesdienst seinen Sarg. Wenn einem das Haus abbrannte, dann schleppte man Eimer voller Wasser. Es gab unzählige Liebesdienste, so war es seit den ersten Tagen, den Tagen von Frederick Obertin, gewesen. So hatte man es wohl auch in Lothringen gehalten, dem Land, aus dem die meisten von ihnen stammten.

Von Liebesdienst zu Liebesdienst zeugte man Kinder, verlor Kinder, verlor die Frau, fand eine neue, verheiratete eine Tochter und wünschte sich einen Sohn, um ihm den Hof zu überlassen, ertrug Hitze und Hunger und auch den Fluss, wenn er böse und giftig alles überflutete, die Missernten, die Jahre der Ratten und der Cholera, das Alter und die Krankheiten, das verformte Rückgrat, die entzündeten Gelenke. Wenn das alles im Laufe eines Lebens hundertfach erledigt worden war, kamen die anderen und erfüllten einem den letzten Liebesdienst.